



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

Zehntes Kapitel. Bei Bismarck

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Zehntes Kapitel Bei Bismarck

1

Im Juni 1897 hatte ich dem Kaiser vorgeschlagen, dem nächsten Schiff, das von Stapel laufen sollte, den Namen „Fürst Bismarck“ zu geben. Ich wußte, daß der Fürst oder seine Familie den allerdings irrigen Verdacht hegte, es wäre im Augenblick seiner Verabschiedung ein Schiff mit seinem Namen absichtlich aus der Liste gestrichen worden. Ich hoffte mit diesem Schritt die Entfremdung zwischen Bismarck und der Regierung zu mildern, und wünschte, im Herbst die Einladung persönlich nach Friedrichsruh zu überbringen und bei dieser Gelegenheit mir bei dem alten Fürsten den Kugelsegen für das Flottengesetz zu holen.

Der Kaiser stimmte nach einigem Zögern zu, schickte aber dann von sich aus ein Kabinettschreiben an Bismarck, worin er ihn zum Stapellauf eines Schiffes einladen ließ, ohne jedoch den Taufnamen zu nennen. Er setzte bei diesem Gnadenakt die Freude, die ihm selbst derartige Festlichkeiten bereiteten, wie stets auch bei anderen voraus und wollte den Fürsten wohl überraschen. Bismarck antwortete ungefähr, er wäre ein zu alter Mann für eine solche Sache. Ich bekam nun den Befehl, die ziemlich verfahrenene Geschichte wieder einzurenken.

Ich erbat beim Fürsten brieflich Audienz, um ihm über das beabsichtigte Vorgehen der Marine Vortrag zu halten. Der Brief kam uneröffnet mit der Bemerkung zurück, der Fürst nähme keine Briefe an, auf deren Umschlag nicht der Absender vermerkt wäre. Auf einen zweiten Brief wurde mir gesagt, ich möchte kommen.

In Friedrichsruh pflegte man um die Mittagszeit einzutreffen. Graf Rankau, der mir persönlich bekannt war, kam mir entgegen; ich bat um seine Unterstützung. Als ich eintrat, saß die Familie bei Tisch, der Fürst am kurzen Ende der Tafel. Er stand auf, kühl, aber höflich, sehr Grandseigneur, und blieb stehen, bis ich Platz genommen hatte. Er war von heftigen neuralgischen Schmerzen geplagt, hielt Gummikissen mit heißem Wasser an die Backe, aß geschabtes Fleisch und konnte

nur mit Mühe sprechen. Nach dem Genuß von 1¹/₂ Flaschen Sekt wurde er lebendiger. Nach dem einfachen Frühstück rauchte ihm Gräfin Wilhelm Bismarck die lange Pfeife an und die Damen verließen den Raum. Die Stimmung war schwül. Mit einem Male wölbten sich die großen Augenbrauen, er sah mich mit einem vernichtenden Blick an und grollte los: „Ich bin kein Kater, der Funken gibt, wenn er gestreichelt wird.“ Sonst bin ich nicht schlagfertig, aber angesichts dieser fast verzweifelten Aussichten konnte ich doch nicht stumm sitzen bleiben und erwiderte: „Soviel ich weiß, sind das nur die schwarzen Kater, Durchlaucht.“ Graf Rantzau griff eifrig ein: „Der Admiral hat Recht, es sind nur die schwarzen.“ Die Atmosphäre wurde weniger elektrisch. Ich sagte nun meinen Auftrag und er antwortete, er könnte nicht mehr nach Kiel kommen, Uniform anziehen und Sporen tragen, und wollte nicht als Ruine vor der Öffentlichkeit stehen. Um etwas Positives herauszubekommen, erwähnte ich, ob vielleicht eine der Schwiegertöchter beim Stapellauf erscheinen könnte? Er erwiderte, da müßte ich diese fragen; er überließ es der Form nach deren privater Entschließung. Darauf berichtete ich meinen persönlichen Hauptzweck.

Ich legte meinen Plan dar, bemühte mich den Fürsten zu überzeugen, daß es sich um keine bloße monarchische Liebhaberei handle, wogegen ich mich in diesen Jahren häufig zu verteidigen hatte, und betonte, es wäre die Absicht, das schon 1867 vom Reichstag genehmigte Marineprogramm jetzt, in moderne Form gegossen, durchzuführen. Wir müßten mit Rücksicht auf das kommende Jahrhundert ein gewisses Maß politischer Seemacht haben. In den Siebziger Jahren wäre das nicht so nötig gewesen, unermesslicher Ruhm und der Glanz großer Namen hätten uns damals über jede Schwierigkeit hinweggeholfen. Jetzt dagegen würde eine Unterlage realer Macht notwendig, z. B. angesichts unsrer Lage bei einem russisch-englischen Krieg, mit dem ernsthaft zu rechnen wäre. Ich wäre gekommen, mir seinen Segen zu erbitten, wenn wir jetzt gemäß unsren taktischen Erfahrungen eine bestimmte Flottenmacht schüfen.

Von der militärischen Seite der Sache wollte Bismarck offenbar nichts hören, das war nach wenigen Worten herauszuspüren. Von den großen Schiffen hielt er nicht viel; mit seinem Freund Noon wäre er der Ansicht gewesen, daß man viele kleine Schiffe brauchte, die wie Hornissen um das große Schiff schwärmten. Mein Versuch, ihm bei-

zubringen, daß das große Schiff die Kraftkonzentration bilde und an den einzelnen Stellen die Überlegenheit hätte, gelang nicht sehr; er meinte, das möchte für die Bataille rangée gelten, aber er bliebe bei den „Hornissen“ und wünschte durch viele kleine Schiffe, die man draußen in der Welt fahren lassen könnte, den Auslandsdienst zu pouffieren. Meine Bestätigung, es wäre wichtig, wenn wir ein paar Auslandshäfen bekämen, führte zu einem Ausbruch gegen Caprivi. Ausgenommen seinen alten Freund Moon, der bis 1871 das Marineministerium im Nebenamt versah, hätte er sich nie mit den Marineministern gestanden. Caprivi wäre immer wie ein hölzerner Ladestock zu ihm in die Wilhelmstraße gekommen; was hätte man auch viel von ihm erwarten können; er hätte als Leutnant ohne Zulage zweiundzwanzig Jahre in Berlin die wohlhabenden Kavallerieoffiziere gesehen, deren Väter Landgüter gehabt hätten; als er Reichskanzler wurde, hätte er geglaubt, es den Grundbesitzern eintränken zu können. Die Lösung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland wäre das furchtbarste Unheil gewesen. Unsere politische Lage bei einem englisch-russischen Konflikt, so erklärte mir Bismarck, wäre durch das Stichwort „Neutralität gegen Rußland“ gegeben; das brauchte Rußland, das genügte ihm aber auch.

Die von mir angeregte Möglichkeit, daß ein neuer Pitt eine solche Neutralität eben nicht wünschen und unsere Feindschaft vorziehen könnte, sowie daß auch andere Konstellationen denkbar wären und nur eine achtbare Flottenstärke uns für Rußland und andre Mächte bündnisfähig machen könnte, wies Bismarck beinahe zornig von der Hand. Die Engländer wären einzeln genommen ganz würdig, aber Krämerseelen in der Politik. Wenn sie kämen, würden wir sie mit Landwehrcorpsen totschlagen. Daß eine scharfe Blockade uns niederzwingen würde, konnte er nicht im mindesten verstehen.

Der alte Fürst dachte offensichtlich an das agrarische Deutschland von 1870 und an das politische England von 1864, und verstand die gewaltige Position des britischen Weltreichs im Jahre 1897 nicht mehr. Überhaupt folgte er mehr seinen eigenen, von früher her feststehenden Gedankengängen, als daß er sich noch die Mühe nahm, einen Vortrag aufzunehmen. In der Hauptsache aber gab er mir Recht: „Sie brauchen mich gar nicht davon zu überzeugen, daß wir mehr Marine nötig haben.“ Er hat mir später die Zustimmung zu meinem Vorgehen auch noch schriftlich bestätigt.

Wie wenig dem Fürsten in seinen guten Tagen der Gedanke fremd gewesen war, daß wir eine gewisse Bündnis kraft gegen England besitzen müßten, beweisen die Aufzeichnungen des früheren französischen Botschafters in Berlin, Barons de Courcel, dem der Fürst 1884, als die kolonialen Bestrebungen Deutschland und Frankreich einander anzunähern schienen, die Möglichkeit eines Seebündnisses zwischen den festländischen Nachbarmächten umriß. „Was ich erstrebe,“ so soll sich der Fürst damals geäußert haben¹⁾, „ist die ‚Herstellung eines gewissen Gleichgewichts auf dem Meere‘, und Frankreich hat in dieser Hinsicht eine große Rolle zu spielen, wenn es auf unsre Ansichten eingehen will. Man sprach früher viel vom europäischen Gleichgewicht; das ist ein Wort des 18. Jahrhunderts. Ich glaube indessen, es wäre nicht verfehlt, vom ‚Gleichgewicht auf dem Meere‘ zu sprechen. Ich wünsche keinen Krieg gegen England, dagegen möchte ich es zu der Einsicht bringen, daß die Flotten der übrigen Nationen ihm gegenüber ein Gleichgewicht auf der See herstellen und es zwingen können, auch auf die Interessen anderer Rücksicht zu nehmen, wenn sie sich vereinigen. England muß sich nur an den Gedanken gewöhnen, daß ein Bündnis zwischen Deutschland und Frankreich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt.“

Eine Versöhnung mit Frankreich zuwege zu bringen, wäre Bismarck selbst wohl der einzige Mann gewesen. Da es aber nicht zu dieser Versöhnung kam, waren dem Alternden jene Gedankengänge entfremdet. Er fühlte nicht mehr, wie stark die von ihm geforderte diplomatische Anlehnung an Rußland, deren Notwendigkeit auch mir klar war, angesichts der veränderten Weltlage eine maritime Gleichgewichtspolitik und Bündnisfähigkeit zur See als Unterbau verlangte. Bei der britischen Feindseligkeit gegen uns, wie sie sich seit 1896 schonungslos offenbarte, war die Machtfrage so gestellt: wie wir, auf unserer überfüllten Scholle zusammengedrängt, den Frieden mit England bewahren könnten, ohne wirtschaftlich vor seinem Handelsneid zu kapitulieren, oder wie wir, falls England unsere Eindämmung beschließen würde, einen Krieg mit ihm bestehen könnten. Für Beides diente weder der Zustand der Flottenlosigkeit noch eine Auslandsflotte zur Abhilfe, sondern allein eine Schlachtflotte, deren kriegerische Ahtbarkeit und Bündniswert es den Engländern erschweren mußte, mit uns anzubinden. Es

¹⁾ Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung 20. August 1918.

war eben „eine neue Zeit angebrochen“, wie der alte Fürst beim letzten Anblick des Hamburger Hafens gesagt hat, als er überwältigt von dem ungeheuren Leben, das sich dort seit der nachbismarckischen Zeit entwickelt hatte, an das gemächliche, von den Engländern beherrschte alte Hamburg zurückdachte.

2

Nachdem wir zwei Stunden am Tisch gegessen hatten, forderte der Fürst mich auf, mit ihm durch den Sachsenwald zu fahren. Nachmittagsruhe hielt er nicht. Im Wagen rechts und links standen große Flaschen Bier; die wurden aufgezogen und getrunken; mit seiner Kraftnatur mitzukommen, war nicht eben leicht. Um vor dem Kutscher freiweg zu sprechen, bediente sich der Fürst einer fremden Sprache und, wie in ihm Zartgefühl neben Gewaltigkeit lebte, so wählte er das Englische, von dem er annahm, daß es mir als Seemann am geläufigsten wäre, und das er vorzüglich sprach. Er äußerte sich über den Kaiser schonungslos, nahm es mir aber nicht übel, wie ich gegen seine starken Ausdrücke einwandte, als Offizier hätte ich für den Kaiser einzutreten. Er erzählte, wie die Kaiserin Augusta 1848 auf die Abdankung des Königs und den Thronverzicht des Prinzen von Preußen hinarbeitete, und wie er als Führer der Rechten in der Kammer dem Abgeordneten v. Vincke, der ihm im Auftrag der Prinzess eine Regentschaft der Prinzessin Augusta für den Prinzen Friedrich Wilhelm vorschlug, zur Antwort gab, er würde auf einen solchen Antrag hin beantragen, den Antragsteller zu verhaften; wie dann die Prinzess noch einmal mit ihm in Potsdam gesprochen und ihm, wobei sie heftig auf die Schenkel klopfte, erklärte, es käme ihr nur auf ihren Sohn an, und wie dieser letztere, im Flur hinter einer Nische wartend, weinend und mit ausgestreckten Händen auf ihn zugegangen sei. Von Kaiser Friedrich sprach er mit Zuneigung; er hätte trotz der Kaiserin Viktoria auch während der Krankheitszeit dem Kanzler noch die Stange gehalten. — Dem Kaiser möchte ich sagen: er wünsche nichts anderes als allein gelassen zu werden (to be let alone) und in Frieden zu sterben. Seine Aufgabe sei getan, es gebe für ihn keine Zukunft und keine Hoffnungen mehr.

Wir fuhren zwei Stunden, trotz zeitweiligem Regen ohne Verdeck; der Fürst rauchte die Pfeife. Er erzählte von seiner früheren Jagdleidenschaft, wie er einst hundert Meilen fahren konnte, um einen

Bock zu schießen, und wie er jetzt als gebrochener Mann das Bild nur noch zu sehen liebte und es nicht mehr über sich gewönne, dem schönen Tier ein Loch ins glänzende Fell zu schießen. Er erzählte von seiner verstorbenen Frau, die seine Stütze gewesen wäre; die Tränen traten ihm in die Augen; es war ergreifend, wie er seinen Zustand zu schildern vermochte. Er erzählte auch von seinen englischen Beziehungen und wie er im allgemeinen die Seeleute gern gehabt hätte, uns, die blaue Couleur, aber nicht die Marinegeneräle...

Ich gab acht, daß ich ihm ich möchte sagen königliche Ehren erwies; das lag auch so im Gefühl, daß man gar nicht anders konnte. Ich stellte mich beim Aussteigen militärisch grüßend hin; vor dem Landhaus hatten sich Menschen gesammelt und riefen Hurrah. Wir kamen zum Abendessen; ich saß wieder neben Bismarck. Da muß ich noch einen feinen, taktvollen Zug von ihm erzählen. Ich hätte gern eine Photographie mit Unterschrift von ihm gehabt, wußte aber, wie unangenehm es berührt, wenn man darnach drängt, und hatte als Begleiter des Prinzen Heinrich in Italien mit Ekel erlebt, wie da um die gegenseitigen Orden und Photographien gekämpft wurde. Es war mir anderseits doch leid gewesen, daß ich seinerzeit nicht gewagt hatte, an den alten Moltke die Bitte um ein Andenken zu richten, als ich ihn unter Stosch in Kiel über das Torpedowesen informieren und hierbei die Abgeklärtheit seines reinen, großen Geistes spüren durfte. Bismarck nun hat mir die Bitte erspart, indem er sich meines alten Vaters von der Prima des Grauen Klosters her zu erinnern vorgab und mir sein eignes Bild für meinen damals noch lebenden Vater einhändigte.

3

Ich bin noch zweimal bei dem alten Herrn gewesen, das letztemal im Gefolge des Kaisers, der sich nach der feierlichen Verabschiedung des nach Tsingtau gehenden Prinzen Heinrich mit der ganzen Gesellschaft von Mendsburg aus etwas plötzlich in Friedrichsruh angesagt hatte. Bismarck empfing den Kaiser im Rollstuhl an der bescheidenen Eingangstüre des Landhauses. Wir gingen gleich zu Tisch, Bismarck setzte sich mit fremder Unterstützung, war aber, nachdem er saß, wieder ganz frisch. Ich hatte den Platz schräg gegenüber dem Fürsten, neben dem der Kaiser saß, zu meiner Seite der spätere Generaloberst v. Moltke. Der Fürst versuchte, politische Gespräche anzuspinnen, über unser Ver-

hältnis zu Frankreich usw. Zu meinem größten Bedauern ging der Kaiser auf diese Gespräche nicht ein, sondern es wurde die an der kaiserlichen Tafel häufige Anekdotenunterhaltung geführt. Immer wenn Bismarck von Politik anfang, vermied es der Kaiser darauf zu achten. Moltke flüsterte mir zu: „Es ist furchtbar“; wir fühlten den Mangel an Ehrfurcht vor einem solchen Manne. Da sprach Bismarck aus irgend einem Zusammenhang heraus ein Wort, das sich uns in seiner prophetischen Schwere eingrub: „Majestät, solange Sie dies Offizierskorps haben, können Sie sich freilich alles erlauben; sollte das nicht mehr der Fall sein, so ist es ganz anders.“ An der scheinbaren Nonchalance, mit welcher das herauskam, als ob nichts darin läge, zeigte sich eine großartige Geistesgegenwart; daran konnte man den Meister erkennen.

Als wir aufbrachen, begleitete der Fürst den Kaiser im Rollstuhl bis an die Türe und dann nahmen wir einzeln Abschied. Bismarck verabschiedete sich freundlich von Bülow, von Miquel und anderen. Vor mir kam der Kabinettschef v. Lucanus daran, der 1890 bei Bismarcks Entlassung mitgewirkt hatte. Er versuchte dem Fürsten die Hand zu geben und einen Bückling zu machen. Da entwickelte sich ein merkwürdiges Schauspiel, das von gewaltigem Eindruck war. Der Fürst saß da wie eine Statue, kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft, und vor ihm zappelte Lucanus. Der Fürst drückte an sich nichts aus, es lag keine Abneigung in seinen Zügen, aber er war unbewegliche Maske, bis Lucanus begriff und sich entfernte. Dann kam ich, und nach mir mein treuer Kapitän v. Heeringen. Der war so hingerissen (er war ein temperamentvoller Herr), daß er sich hinunterbückte und dem Fürsten die Hand küßte. Ich freute mich darüber; ich hatte auch versucht, dem Fürsten etwas zu fühlen zu geben, soweit man es kann, aber die Handlung des Herrn v. Heeringen war stärker. Da nahm der Fürst Heeringens Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

Das ist meine letzte Erinnerung an Bismarck.